

Stimmungsbilder aus Rom

Rom ist nicht so groß oder so großstädtisch, daß eine etwas ungewöhnliche Erscheinung, die in Städten wie Paris, London, Berlin usw. nur einen etwas größeren oder kleineren Teil der Gesellschaft beschäftigen und interessieren würde, nicht gleich die Aufmerksamkeit der ganzen sogenannten gebildeten Welt in Anspruch nähme. So war es anfangs dieses Winters mit der Ankunft eines Brahminen*), der von der Gründerin einer theosophischen Gesellschaft, einer ausgezeichneten englischen Dame, berufen, hier erschien, um Vorlesungen über indische Philosophie zu halten.

Das Interesse an den Gedanken dieser Urweisheit unseres Geschlechtes, die wie ein neuer Stern des Orients, gleichsam auferstanden aus jahrtausendelangem Todeschlaf, seit einiger Zeit immer heller in unser okzidentales Geistesleben hineinleuchtet, gab dieser Erscheinung einen besonderen Reiz. Schon das Äußere des noch sehr jungen Mannes mit dem fleidsamen weißen Kostüm seiner indischen Heimat, dem malerischen weißen Turban auf dem schwarzen Haare, dem gebräunten Gesichte und den dunklen schwärmerischen Augen mochte manche, besonders die zahlreich herbeieilenden Zuhörerinnen anziehen. Dann aber auch waren Tieferfühlende überrascht und ergriffen von der einfachen Schönheit der ethischen Anschauungen, die er vortrug, und es mochte das dem Ergriffensein gleichen, mit dem einst in der alten, von Korruption zersessenen römischen Welt einfache Seelen die Lehre der Liebe und sittlichen Reinheit, die ihnen auch vom Orient kam, aufnahmen. Es bildete sich alsbald eine theosophische Gesellschaft, deren Mitglieder keine andere Verpflichtung zu übernehmen haben, als für Verbreitung sittlicher Grundsätze, wahrer Toleranz und brüderlicher Gesinnung unter den den verschiedenen Konfessionen Angehörigen tätig zu sein und dazu beizutragen, daß indische Philosophie und Literatur mehr und mehr im Okzident bekannt werden.

*) Chattergy.

Daß dieses letztere schon seit Jahren das Bestreben hervorragender Männer ausmacht, ist bekannt. Die bereits zu einer Bibliothek angewachsenen englischen Übersetzungen indischer Literatur durch Max Müller, zum Teil von ihm selbst, zum Teil unter seiner Leitung vollbracht, dann in Deutschland die vortrefflichen Übersetzungen und Schriften Deussens und andere haben Einblicke eröffnet in eine Welt voll höchster Weisheit, überströmender Poesie und geistvoller Symbolik, die im Osten im vollen Lichte strahlte, als unser Abendland noch mit dunkler Nacht bedeckt war. Es hat wohl nie ein Volk gegeben, das seine Philosophie so gelebt hat wie das indische und bis auf den heutigen Tag ist alles synthetische Weisheit bei ihnen, nicht analytische, wie die heutige okzidentale Wissenschaft. Es ist Tradition, welche die großen Meister, die Wissenden, die Lehrer, die dort den Schatz des höchsten Wissens allein bewahren, allmählich den Schülern mitteilen. Sehr merkwürdig und fast beschämend für unsere Kultur ist es, daß jene wunderbaren Urväter unseres Geschlechtes vor Jahrtausenden durch Intuition schon vieles wußten, was die heutige Wissenschaft erst nach mühsamem Studium als Tatsache feststellt, so unter anderem die Lehre von der Vibration. Diese ist ihnen Vermittlerin aller Vorgänge des Lebens; sie wissen sehr wohl, daß der Schall das Ohr durch Wellenbewegung erreicht, sowie daß alle Sinne nur durch Vibration ihre Funktionen ausführen; ja, es geht diese Ansicht bei ihnen so weit, daß manche ihrer großen Lehrer im Kreise der Schüler sitzen, ohne zu sprechen, daß die letzteren aber die Lehre des Meisters vollkommen verstehen, mittels der durch die Gedanken erregten Vibration, die ihnen dieselbe zuführt. Es freute mich besonders, dies zu hören, da es mit einem Lieblingsgedanken von mir verwandt ist, den ich hege, seit ich die Lehre von Helmholtz, unter anderm über die Wellenbewegung, kennengelernt habe, nämlich daß der Gedanke, als die höchste, positive Realität, ebenfalls solche Schwingungen veranlaßt, die ihn in die Ferne tragen zu denen, an die er gerichtet ist und denen er fühlbar und verständlich wird.

Neu dagegen war mir die Erklärung, die der Indier mir auf meine Frage nach der Kasteneinteilung gab, deren moralische Bedeutung mir immer höchst zweifelhaft erschienen war. Er sagte, daß es bei der Einrichtung der Kasten durchaus auf die Erzielung höherer Inkarnationen und dadurch einer veredelten Menschheit ankomme. Die Ehen in den oberen vollkommeneren Kasten würden gar nicht aus Liebe, aus Erregung der Sinne geschlossen, sondern die weisen Männer, die Führer, wählten zwei Naturen, die ihnen füreinander passend schienen, um eine dritte, vollkommene zu erzeugen und so den sittlichen und geistigen Adel der Menschheit zu vermehren. Dies erinnert an die schöne Legende, daß eine herrliche Königin des Orients zu Alexander dem Großen kam, um mit ihm einen Sohn, ein vollendetes Wesen, zu erzeugen. Es ist ein Kulturgedanke von solch hoher ethischer Idealität; daß es ein Volk schon adelt, ihn gehabt zu haben. Ich fragte dann etwas skeptisch, wie es aber mit den anderen Kasten stehe? Da erwiderte er, daß ihnen durch den Weg der immerwährenden Wiedergeburt die vollkommene Möglichkeit gegeben sei, in die höchste Kaste einzugehen, für die sie in ihrer gegenwärtigen Existenz noch nicht reif seien. In dieser Form erklärt, erscheint die Einrichtung in einem so hohen Lichte, daß die frühere Reinhaltung des Stammbaumes in unserem Geburtsadel nur wie ein schwacher, jetzt längst verwischter Abglanz davon anmutet. Der feste Glaube an die Wiedergeburt gehört allerdings dazu; der ist das unumstößliche Fundament der ganzen indischen Philosophie und sie geben vor, auf den höchsten Stufen der Vervollkommnung und Weisheit schon fähig zu sein, sich früherer Inkarnationen zu erinnern. Hervorragende Gestalten der sittlichen und geistigen Welt aus der Vergangenheit wandeln auch jetzt, erkannt und bewußt, unter ihnen, so unter anderen Giordano Bruno, dessen Lehren sie als völlig übereinstimmend mit den ihren erkennen und für den sie eine hohe Verehrung haben.

Wie erbärmlich muß ihnen daher das Verbot der italienischen Regierung erschienen sein, das jetzt, im Anfang dieses Jahrhunderts, die Feier des dreihundertsten Jahrestages der

Verbrennung Brunos untersagte durch öffentlich in den Straßen angeschlagenes Plakat. Natürlich konnte man dies nicht anders erklären, als durch einen der beklagenswerten Beweise von Schwäche der Regierung gegenüber dem Vatikan. Ein friedlicher Zug zu der Statue des edlen Märtyrers, um als Zeichen der Verehrung für den Verfechter des höchsten Prinzips der Menschheit: der Freiheit des Gedankens, Blumenkränze dort hinzubringen, wurde streng verboten.

Wie hoch die Inder Giordano Bruno achten, beweisen die Persönlichkeiten, mit denen man ihn zusammenstellt. Diese sind keine Geringeren als Pythagoras und Jesus Christus. Den letzteren erinnert die Tradition als vollständig den indischen Weisheitslehren zugehörig und es geht die Sage von seiner einstigen Erscheinung dort und von einer neuen Inkarnation, in der er jetzt da weilt. Ob diese Bewegung, indische Philosophie in das praktische Leben nach Europa herüber zu tragen, ein großes Resultat haben wird, bleibt der Zukunft überlassen; jedenfalls ist es eine Bewegung sittlicher, humaner Art und man kann sie deshalb nur gutheißen und ihr Gedeihen wünschen. Von den Zutaten der Symbolik und des Aberglaubens, die sich hier wie immer an eine ursprünglich reine Lehre hängen, abgesehen, sind die einfachen Grundprinzipien der indischen Philosophie die reinste Ethik, die überhaupt jemals in menschlichen Anschauungen vorgekommen ist. Wenn es gelingt, sie, wie es jene hoffen, auch an Schulen und Universitäten zum Vortrag kommen zu lassen wie jede andere Philosophie, so kann man hoffen, daß manches Samenkorn daraus auf fruchtbaren Boden fallen und manches Herz mit jener Idealität füllen wird, welche die Seelen der Urväter unseres Geschlechtes durchleuchtete.

Diesem friedlich guten und geistig wohlthuend anregenden Vorgang gegenüber findet sich im sozialen öffentlichen Leben, vom vorigen Jahrhundert überliefert, eine solche Anzahl von Missetaten, von Zeugnissen tiefster sittlicher Verkommenheit, von empörenden Prozessen, daß man sich mit Ekel abwendet von solch einer Welt und sich traurig fragt: Wird es auch

in diesem Jahrhundert so weitergehen? Da sind zum Beispiel, um nur zwei zu nennen, die Prozesse von Mailand und Viterbo; der erste enthüllt die Taten der seit langer Zeit in Sizilien herrschenden Mafia, die, obgleich den Behörden vollständig bekannt, ungestraft die abscheulichsten Verbrechen begehen durfte, wie unter anderem die Ermordung eines hochgestellten Ehrenmannes, des Signor Notarbartolo, deren Tatern man nie auf die Spur kam, weshalb die Sache endlich ruhen gelassen wurde. Kürzlich erst nahm man sie wieder auf und nun stellt sie in endlosen Verhandlungen mit einer Unzahl zu verhörender Zeugen ein Schauspiel dar, wie man es in einem Kulturstaat nicht für möglich halten sollte. Aus der berechtigten Selbsthilfe eines edlen Volksstammes, der durch schlechte Regierungen und durch Bedrückung von seiten der oberen Klassen in materielle und sittliche Not gesunken ist, wurde mit der Zeit eine Organisation des Verbrechens, an der sich nicht bloß die rohe Leidenschaftlichkeit des verwahrlosten Volkes, sondern auch die Habsucht, der Ehrgeiz und der Neid der bevorzugten Stände beteiligten. Ungehindert trieb diese Organisation ihr Wesen und Mord und Raub verrieten ungestraft ihr Dasein. Der Prozeß von Viterbo, der sich ebenso endlos hinauszieht, geht von dem abscheulichen Verbrechen eines Priesters aus, der den eigenen Vater ermorden ließ, um das Vermögen allein zu besitzen zur Befriedigung eines zügellosen Lebens, und dann durch Bestechung Zeugen herbeischaffte, die den Verdacht auf drei unschuldige, ehrenhafte Männer der Stadt lenkten. Die wurden dann mit übereiltem Gerichtsspruch verurteilt und lebten mehrere Jahre in Sträflingskleidung nur als Nummern, während der Priester, im Besitz des Vermögens, sein strafbares Leben fortsetzte. Jetzt ist der Prozeß auch wieder aufgenommen; die Unschuld der drei Männer ist bewiesen; aber noch müssen sie in Sträflingskleidung den Verhandlungen beiwohnen. Sie rühren das Publikum durch die Erzählung ihrer Leiden und Schicksale; dem einen starb die Mutter aus Gram; der andere ließ Frau und Kinder in Dürftigkeit zurück; er ist ein gebildeter Mann, war ein geachteter Beamter

gewesen und sagte, er hätte es nicht ertragen können, unschuldig ein Galeerensträfling zu sein, hätte ihn nicht die Poesie aufrecht erhalten; unaufhörlich habe er Gedichte und Dramen geschrieben und mit bitterem Lächeln setzte er hinzu, er wisse wohl, daß sie nicht viel taugten, aber sie hätten ihn am Leben erhalten.

Bei diesem Seitenstück zu dem Dreyfußprozeß fragt man sich mit Schauern: Also so ist noch der Zustand der Gerechtkeitspflege in unseren zivilisierten Staaten, daß solche Dinge möglich sind und zwar nicht als einzelne Fälle eines beklagenswerten, aber nicht strafbaren Irrtums, sondern als Ergebnisse bewußter, verbrecherischer Machinationen? Mit tiefem Schmerze sieht man, wie an diesem begabten, liebenswürdigen, edel angelegten italienischen Volke gesündigt wird durch Vernachlässigung von oben, durch falsche Maßregeln, durch Mangel an erziehender, bildender Fürsorge, die den bösen Instinkten des feurigen Temperaments freies Spiel lassen, so daß sie wie Unkraut den guten Samen überwuchern.

Das, was hier nottäte, wäre die Pflege des Ackerbaues, die gesunde naturgemäße Arbeit, verbunden mit einem sittlich erziehenden Unterricht, ohne klerikalen Einfluß, in den Fächern, die ganz besonders dem Landmanne zu wissen nützlich sind und jedem individuellen Bedürfnisse nach weiterer Entwicklung und Ausbildung freien Raum lassen.

Es ist eben hier, dank der Freigebigkeit und dem praktischen Wohltätigkeitsfinne einer amerikanischen Dame*), eine dahin zielende Unternehmung ins Leben getreten, welche die schönsten Früchte verspricht. Vor einem der Tore Roms wurde eine Ackerbaukolonie gegründet, wo in einem wohleingerichteten, mit allem Nötigen versehenen Lokal Knaben des Volkes, dem materiellen und moralischen Elend ihrer Umgebung entnommen, vom zwölften Jahre an unter trefflichster Leitung zur Feldarbeit erzogen werden. Weite Strecken, bisher nur als Weideland benützt, dem römischen Munizipium abgemietet, werden jetzt in Korn- und Gemüsfelder verwandelt, mit

*) Alice Hallgarten.

Obstbäumen bepflanzt und sorgfältigst gepflegt. Sie gewähren den fröhlichsten Anblick mit der Schar junger Arbeiter, die zu gesundem, kräftigem Leben erblühen, im Hause durch verständig angemessenen Unterricht und wohlwollende Aufsicht zu gesitteten Menschen erzogen werden, auch heitere Stunden des Spieles und jugendlicher Freude nicht entbehren. So werden sie vorbereitet, als tüchtige Landbebauer die öde Campagna mit blühenden Däsen zu verschönen und ein gesundes Kulturleben in die weiten, brachliegenden Strecken des herrlichen, aber so schmähslich vernachlässigten Landes zu bringen. Wie schon gesagt, es ist eine reiche Fremde, die den edlen Grundsatz hat, daß Geld nur Wert hat, wenn es fruchtbringender Arbeit und hohen Kulturzwecken dient, welche dieses schöne Unternehmen ins Dasein rief, als sie, schmerzlich betroffen und gerührt, das tiefe materielle und noch mehr sittliche Elend der unteren Volksklassen in der Hauptstadt Italiens gesehen hatte. Wenn doch viele so dächten und das Kapital, anstatt es zu totem Besiz oder bloß egoistischem Genuß anzuhäufen, im Dienste edler humaner Zwecke verwendeten, wie bald würden sich die sozialen Verhältnisse bessern, wie viel traurige Repressivmaßregeln würden unnütz werden!

Die geselligen Vergnügungen, die unter dem Vorwand der Wohltätigkeitszwecke nicht gefehlt haben, eilen zu ihrem Ende. Schon wenden sich die Gedanken sehnsüchtig den Freuden in freier Natur entgegen, zu denen ja auch die Umgegend von Rom reichlich Gelegenheit bietet. Mit der schönen Jahreszeit kommen jene anmutigen Feste wieder, deren Erfindung das Verdienst des Ministers Vaccelli ist und die er „le feste degli alberi“ (die Feste der Bäume) genannt hat. Sie bestehen darin, daß irgendein baumbedürftiger Ort ausgesucht wird und daß die männliche Schuljugend, von den Kleinen bis zu den Großen hinauf, in festlichem Zuge hinkommt, um unter der Aufsicht Sachverständiger eine gute Anzahl Bäume zu pflanzen, wobei dann immer die nützliche Arbeit zugleich zum kleinen Feste für die Jugend gestaltet wird. Nichts aber kann erwünschter und segensvoller für Italien

sein, als Bäume zu pflanzen. Das absurde Vorurteil, besonders der Römer, daß Bäume der Gesundheit schaden, hat dies Land baumleer gemacht, während die Orte, wo man sie wachsen ließ, beweisen, daß es nirgends herrlichere Bäume geben könnte als hier. Die entwaldeten Berge lassen es zu, daß die Flüsse, die dort entspringen, mit der Nahrung, die ihnen Schnee und Regen im Winter geben, beim Eintritt der Wärme, von keinem Pflanzenwuchs zurückgehalten, in unglaublicher Schnelle zu Strömen anwachsen, hinunterstürzen in die Ebene und alles verheerend überschwemmen. Ebenso würde reicher Baumwuchs in den Ebenen nicht nur die Landschaft verschönen, sondern auch der Gesundheit zuträglich sein und im Sommer die Wohltat des Schattens für diejenigen geben, die nicht reich genug sind, die Kühle irgendwo aufzusuchen. Es konnte daher kaum etwas Nützlicheres und Hübscheres erdacht werden als diese Feste, die gleichsam der Jugend einen Kultus der Bäume einpflanzen und durch welche ganze Strecken in einer Reihe von Jahren wieder mit schattigen Baumgruppen versehen werden. Im vorigen Jahr fand das erste dieser Feste statt, mitten in der Campagna, bei den sogenannten „tombe latine“, zwei mit ihrem Schmuck wohlerhaltene römische Grabgewölbe. Es war dort alles festlich geschmückt, ein kleiner Pavillon für die Königin, welche teilnahm, errichtet; die zu pflanzenden Bäumchen lagen schon an den bestimmten Stellen, das schönste Wetter begünstigte die Arbeit, die dann von der Jugend in heiterster Laune vollbracht wurde. Die schönen Albaner Berge schauten freundlich aus der Ferne zu und von dem Monte Cavo, wo einst der alte Siegestempel stand, schien eine Götterstimme zu rufen: „Heiligt nur wieder die Arbeit in der Natur zum Kultus und wir alten Götter kehren wieder und bevölkern die Haine und schmücken die Erde zum Wohnsitz edel denkender, menschlich würdiger Geschlechter, von denen der Fluch der Arbeit genommen und in Segen verwandelt ist.“ Mit diesem freundlichen Bild will ich schließen.

(Neue Freie Presse, Juni 1900.)

*